

HANS D. BOETERS

Von der mörderischen Begabung des Johann Sebastian Bach

Nach zumindest einigen wahren Begebenheiten

Der Wunsch, das Archiv am Thomaskirchhof aufzusuchen, war ihm bereits kurz vor seinem letzten Salzburger Aufenthalt gekommen. Doch hatte es mehr als ein Jahr gedauert, um nun der Frau gegenüber zu sitzen, die auf seine schriftliche Anfrage sogleich bereitwillig eingegangen war.

Sviatoslav R. wollte wissen: „Ist Ihnen irgend etwas bekannt, daß Bach in seiner Köthener Zeit nachts mitunter nicht nach Hause kam? Sie schauen mich so fragend an! Wenn ja: eher nein?“

Selbst wenn sie noch immer nicht wußte, was ihren Besucher eigentlich zu ihr geführt hatte, warum hätte sie sich verstellen sollen: „Ich muß schon zugeben: Ihre Frage verwundert mich einigermaßen. Ich frage Sie: Was sollte er für Gründe gehabt haben, nachts nicht nach Hause zu kommen?“

Aber kann man ein Gespräch mit einer Gegenfrage gut weiterführen?

„Wenn ich“, meinte Sviatoslav R., „oder wenn Sie einen Grund wüßten, hätte ihm das denn geholfen? Hätten wir beide ihn denn, ich meine, regelrecht nötigen können, über Nacht wegzubleiben?“

„Ich weiß nicht: Ist das nicht leicht abwegig so zu fragen? Nicht wir, er, Bach, muß oder müßte doch einen Grund gehabt haben. Nicht wir!“

„Aber Sie haben doch mich nach Gründen gefragt!“

„Weil ich dachte, daß Sie sich Ihre Frage möglicherweise bereits selbst beantworten könnten!“

Sviatoslav R. wandte den Kopf zur Seite, so daß die Archivarin ihren Besucher jetzt im Profil betrachten konnte, seine kräftige Halsschlagader, auch wie er die Mundpartie leicht vorschob, bevor er, noch immer zur Seite gewandt, erwiderte: „Was würden Sie davon halten, wenn Sie mir gleich zu Beginn unseres Gesprächs mit Nein geantwortet hätten? Einfach: Nein?“

„Herr Richter, es ist ja bekannt, daß Bach sich von Maria Barbara, als sie damals in Arnstadt noch nicht mit ihm verheiratet war, für nicht mehr als vier Wochen verabschiedete, dann aber für viermal vier Wochen wegblieb, – zugegeben, weitaus länger als vorgegeben. Aber auch Sie werden mir einräumen: Das Studium in Lübeck bei Buxtehude war ein Grund! Das, was ich unter einem Grund verstehe!“

„Was Maria Barbara betrifft, sie war Waise. War schon als kleines Kind von beiden Eltern – wenn ich das so sagen darf – verlassen worden! Wird früh schon, ich denke, empfindlicher als andere auf Verlassensein reagiert haben. Das wird auch Bach nicht entgangen sein. Und dennoch blieb er schon zu Beginn ihrer Beziehung in einem Ausmaß weg, als ob er nie zurückkommen würde. Und für dieses maßlose Fernbleiben sollten wir, wir sollten dafür Gründe haben! Mir jedenfalls genügt es nicht, daß er, Bach, dafür Gründe hatte.“

„Ich frage mich“, die Archivarin zögerte, fuhr dann aber nicht einmal unfreundlich fort, „ich frage mich wirklich, ob man Ihnen bei dieser Kehrtwendung noch folgen kann. Übrigens: Wir sind hier in einem Archiv. Ich frage mich auch, ob Ihnen hier grundsätzlich jemand weiterhelfen kann.“

„Würden Sie denn mit mir in irgendeinem der gegenüberliegenden Caféhäuser einen Kaffee trinken gehen? Also: Mir geht es nur um eine einzige Frage. Mir geht es eigentlich nur um die Frage: Sah Bach seine sterbende Frau noch oder sah er sie nicht? Sah er sie noch, als er mit seinem Fürsten aus Karlsbad zurückkam? Oder traf er erst nach ihrem Tode ein? Als man schon sommerwarme Erde über sie geworfen hatte?“

„Ich denke, keiner von uns war dabei! Aber bei Miezier heißt es nun mal wörtlich: *Die erste Nachricht, daß sie krank gewesen und gestorben wäre, erhielt er beim Eintritt in sein Haus.* Und Miezier stand noch mit Bachs Söhnen in Verbindung.“

„Da möchte ich Sie fragen: Bach war mit seinem Fürsten so gut wie zwei Monate in Karlsbad. Depeschen brauchten weniger als zwei Tage. Vielleicht sogar weniger als vierundzwanzig Stunden. Das habe ich recherchiert! Warum hat man Bach nicht verständigt? Warum sollte man ihn nicht haben wissen lassen, daß seine Frau im Sterben lag? Wer könnte das verhindert, wer sollte das untersagt haben? Maria Barbara selbst? Ich denke, man muß sich entscheiden, ob sie ihren Mann ahnungslos hielt und starb oder ob er von sich aus nicht vor die Sterbende treten wollte.“

„Ich weiß nicht, was Sie da unterstellen, wenn...“

„Wenn seine eigene Frau ihn unwissend hielt: Das gleiche oder etwas ähnliches wie einer Selbstmörderin, die ihren Mann ohne Abschiedsbrief. ...“

„Darf ich bitte mal ausreden! – Ich weiß nicht, was Sie mit Ihren Fragen Bach oder seiner Frau anhängen wollen. Ist das nicht zumindest –, also, ich nehme mich gerne etwas zurück, ist das nicht zumindest müßig?“

„Müßig! Ich glaube, ich unterstelle nichts! Oder nahezu nichts. Zumindest nicht den beiden. Schon eher uns!“ Sviatoslav wandte den Kopf jetzt sichtlich ungehalten ab: „Darf man hier rauchen? Müßig! Am liebsten würde ich jetzt zu zwei Händen rauchen!“ Er lachte. Die Archivarin zog die Augenbrauen zusammen:

„Darf ich Sie nochmals eindringlich bitten, sich zu erklären, was Sie eigentlich von uns hier erwarten?“

„Ich bin Musiker. Ich bin Pianist. Ich bin hier in einem Archiv. Und erwarte nichts. Aber fragen möchte ich wenigstens noch: Haben Sie zufällig in Ihrer CD-Sammlung hier im Hause Bertelsmann Classics? Das Wohltemperierte Klavier? Könnten Sie und ich – bevor ich gehe oder meinetwegen auch jetzt gleich –, könnten wir mal das Präludium in e-Moll hören? Classics sechzig-neun-vier-neun?“

„Und wer spielt das? Wer soll das spielen?“

„Also: Das zehnte Präludium ist ein in „e“ zur Sprache gebrachter Traum. Ein Traum der Tötlichkeiten: Erst ein nahezu walzendes Tänzeln und Tändeln, mit Ausschau auf Zehenspitzen. Nicht mehr als zweiundzwanzig Takte. Datierbar nicht später als siebzehnhundertneunzehn. Und plötzlich dann ein orgiastischer Ausbruch! Durch weitere neunzehn Takte: ein Sticheln, ein Stechen, die Raserei einer Klinge. Wenn das Tändeln noch stumpf bleibt: Wenn etwas klingt, wenn etwas aufklingt, dann ist es Stahl! Noch ist Maria Barbara am Leben! Jeder Amokläufer teilt zahllose Stiche aus. Dabei müßte nicht einmal jeder Stich ein anderes Opfer finden. Ein einziges Opfer würde den zahllos ausgeteilten Stichen genügen, wenn dieses Opfer nur mit dem dahinstürmenden Messerstecher Schritt halten könnte! Das aber leistet einzig ein Traum!“

„Das Präludium in „e“ ist mir nicht unbekannt. Allerdings halte ich Ihre Interpretation für außerordentlich eigenwillig!“

„Ich denke, jeder von uns kennt Angstträume und Tötungsträume.“

„Jeder?“ Die Archivarin hob schwach die Hand und betrachtete ihren Besucher lidschlaglos. Vielleicht wäre R. ohne die abwehrende Handbewegung der Frau ihm gegenüber weiter aufrecht sitzen geblieben, so aber zog er sich gegen die Lehne seines Stuhls zurück. Er hatte sich zu oft mit bedrückenden Träumen vor eigenen Konzertauftritten beschäftigt, um sich nicht sicher zu sein: Nur Zuversicht kann sich Angst- und Tötungsträume leisten! Doch behielt er seine Mutmaßungen hier für sich, schwieg und ließ sich von seiner Gesprächspartnerin quälen:

„Jeder? Ich weiß nicht, ob ich Ihnen nicht besser widersprechen sollte. Und Bach?“

Sviatoslav R. zögerte, löste sich dann aber langsam von der Rücklehne seines Stuhles und bestätigte widerwillig: „Bach wurde in Weimar von seinem dortigen Dienstherrn arrestiert. Bachs Wut ist bekannt. Ich denke, danach wird er vielleicht nicht nur einmal geträumt haben, wie er den Weimarer Herzog jäh niedersticht. Er konnte sich das leisten, da er sich träumend zugleich sicher war, daß der andere lebend davonkam oder davonkommen würde, wenn in diesen Traum die Degenattacken mit hinein spielten, die er dem Schüler Geyersbach Jahre zuvor in Arnstadt verpaßt hatte. Wenn Bach dann nach seiner Entlassung aus dem Weimarer Arrest weitere Tötungsträume hat, dann wiederum in der entlastenden Gewißheit, daß auch der Herzog tatsächlich lebend davonkam.“

„Ich höre Ihnen nicht einmal ungern zu!“ Die Archivarin gab sich gelassen: „Aber eher, weil es mich amüsiert. Mit diesen Träumen, mit diesen weiteren Träumen, die Sie Bach andichten, zielen Sie doch auf etwas ab! Sie wollen ihn nochmals freistellen. Habe ich recht?“

Mit einer derartigen Herausforderung hatte R. wenig gerechnet, und so versicherte er so teilnahmslos wie möglich: „Ja, allerdings! Sie haben nicht ganz unrecht!“

„Für welche Messerstecherei, für welche Attacke wollen sie ihn denn freistellen? So wie erst gegen den Herzog, so nun gegen Maria Barbara? Und das glauben Sie?“

„Das glaube ich nicht. Das ist meine Überzeugung. Nur mit der tragischen Wendung, daß seine Frau tatsächlich ihr Leben ließ! Also der Wunsch seines Traums, mit einer Serie stichelnder... und als Musiker sollte ich sogar sagen: mit einer Folge getackter Messerstiche eigenhändig, eigenmächtig seine Frau abzuschlachten, hatte sich aus der Blässe eines Traumes entgegen aller vorgegaukelten Zuversicht irgendwie erfüllt!“

„Nein! Also das finde ich jetzt außerordentlich geschmacklos! Ich muß sagen, daß mich das nun gewaltig stört, daß Sie solche – ich muß wirklich sagen, daß Sie solche Ungeheuerlichkeiten hier in diesem Hause aussprechen.“

„Sollten wir flüstern?“

„Nein“, erklärte die Archivarin unwillig, „was sollte Bach gegen Maria Barbara gehabt haben?“

„Schauen Sie, Bach und seine erste Frau waren dreizehn Jahre miteinander verheiratet. In der gleichen Zeit hat seine spätere Frau, und ich weiß nicht, wie ich das Ihnen als Frau in Ihrer Sprache passend sagen soll, sie hat ihm nachweislich elf Mal beigewohnt. Vielleicht ist es geschmacklos, wenn ich sage, sie hat sich elf Mal schwängern lassen. Maria Barbara nur halb so oft. Nur ganze sechs Mal. Entschuldigen Sie, ich hätte Ihnen das von mir aus so nicht sagen wollen. Aber Sie haben mich gefragt. Und das ist meine geschmacklose Sicht als Mann.“

Nach diesen Worten herrschte längeres Schweigen. Sviatoslov R. blieb erst aufrecht sitzen, lehnte sich dann aber erneut zurück, während die Archivarin ihre Hände betrachtete. Doch dann war sie es, die das Gespräch wieder aufnahm:

„Ich muß Ihnen jetzt etwas zur Kenntnis geben, was Sie vielleicht nicht wissen. Maria Barbara wurde bekanntlich im Juli, sie wurde am siebenten Juli beerdigt. Nach einer Rechnung der Köthener Hofkammer, die ich selbst recherchiert habe, war die Karlsbad-Reise des Fürsten jedoch bereits im vorhergehenden Monat beendet!“

Jetzt war es an R., leicht abwehrend die Hand zu heben: „Soll ich das jetzt als Kehrtwendung Ihrerseits verstehen? Mich interessiert nicht, wann der Fürst, mich interessiert einzig, wann Bach nach Köthen zurückkam! Diese mir bisher unbekannte Datierung der Karlsbad-Reise macht doch nur klar, daß er noch über die Rückkunft des Fürsten ausblieb! Maria Barbaras Beerdigung habe ich mir dann wohl so vorzustellen: Bach fehlt. Der Fürst, der ja Taufpate eines der Söhne war, steht an Bachs Stelle mit den Kindern am Grab.“

„Sie sind unverbesserlich!“ Die Archivarin lachte, blieb dabei aber ernst.

„Aber dann erklären Sie doch mal irgend jemandem, warum es Bach nach dem Tode seiner Frau – ich sage: fluchtartig – nach Hamburg trieb, um erst nach einiger Zeit wieder zurückzufinden! Warum er diesmal alle seine Kinder allein läßt, die ihm doch – nach Miezier – heulend entgegen stürzten, als er aus Karlsbad zurückkam! Auch hat er selbst, der Flüchtling, schon daran gearbeitet, diese verräterische Flucht vergessen zu machen. Wozu erklärt er uns denn später, wozu versichert er uns später sogar schriftlich: Dasselbst, in Cöthen, hatte ich einen gnädigen und Music sowohl liebenden als kennenden Fürsten, bei welchem ich auch vermeinete, meine Lebenszeit zu beschließen! Köthen bis in den Tod! Können Sie ebenfalls bei Miezier nachlesen!“

„Ich bewundere Ihr Deutsch!“

„Meine Familie ist deutschstämmig. Aber das ist nicht meine Sprache. Meine Sprache ist die Musik!“

Ein Hausbote brachte die Doppelkassette Bertelsmann 60949. Die Archivarin prüfte die Hülle, ein Foto des Pianisten, lächelte, dankte dem wartenden Mann und hielt ihrem Gast, der erneut den Kopf abwandte, so wie ihn das Foto zeigte, die Kassette entgegen: „Auf dem Cover schauen Sie genauso zur Seite wie eben. Nein, Sie wenden sich regelrecht ab. Ich denke, Sie lassen sich nicht so sehr gern stellen!“

„Eine Aufnahme im Schloß Klessheim bei Salzburg, die der Prämierung voranging. Ich habe das Präludium seitdem nicht mehr gespielt. Nach dem zweiundzwanzigsten Takt konnte ich nicht mehr weiter: Ich hatte Maria Barbara immer von neuem einen Brief nach Karlsbad



schreiben lassen und hatte ihn noch nicht zerrissen! Die im Spiegelsaal um sich greifende Unruhe lastet heute noch auf mir! Monate danach! Ich wäre sonst auch nicht hier. Schauen Sie!“ R. griff sich in die Hosentasche, zog ein Taschentuch hervor und wickelte ungeschickt auf dem Knie ein Messer aus, ein in Horn gefaßtes Springmesser, das er nun zwischen Daumen und Zeigefinger in die Höhe hielt: „Ein Geschenk des Moskauer Konservatoriums. Angeblich aus dem Nachlaß der Zaren. Nehmen Sie es ruhig kurz in die Hand!“

„Also, um ehrlich zu sein: Ich würde jetzt eigentlich lieber mal das Präludium in „e“ mit Richter hören!“

„Hier, schauen Sie, der doppelwangige, quasi mehrstimmige Griff, hier, der Rücken der Klinge, solange sie zwischen den Backen ruht: diesen Klingenrücken könnte man gut als die Diskantmelodie nehmen. Nach dem zweiundzwanzigsten Takt, wenn Sie die Raserei erfaßt, müssen Sie auf den Auslöser drücken, daß die Klinge herausgeschleudert wird! Sie sollten...“.

„Danke! Nein, wirklich danke! Ich will mir weder mit Ihrem Messer zu schaffen machen noch Ihre Einspielung für Bertelsmann hören. Ich würde es für überzeugender halten, wenn wir mal in den Instrumentensaal hinüber gehen. Ich habe große Lust, mir jetzt von Ihnen unmittelbar das Präludium in „e“ vorspielen zu lassen. Die ganzen tragischen einundvierzig Takte! So wie Sie sie nach allem verstehen!“

